

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

Verleger: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Alle unentgeltlich eingehenden Manuskripte über-
nimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Die vorletzte Szene.

Die französische Deputiertenkammer hat gestern mit 393 gegen 36 Stimmen den Marokkovertrag angenommen, und diese Mehrheit ist sogar noch größer als erwartet worden war. Nur ein paar Monarchisten von der Sorte Barrès-Delefosse und ein paar Nationalisten von der Sorte Delahaye haben sich gegen den Vertrag zu erklären versucht, und auch diese Herren hätten natürlich mit „Ja“ votiert, wenn sie nicht überzeugt gewesen wären, daß ihr „Nein“ gänzlich unfruchtbar sei. Nachdem nun der Vertrag vom Reichstag — dem man der französischen Deputiertenkammer durchgehenden und von der französischen Deputiertenkammer genehmigt worden ist, bleibt, als letzte parlamentarische Instanz, nur noch der französische Senat, der das Wort nicht ziemlich einmütig annehmen, aber auch noch sein Wort über den Vertrag zu sagen hat. Im Senat sind die ehemaligen Ministerpräsidenten und Minister des Auswärtigen noch zahlreicher als im Palais Bourbon, und mindestens drei von ihnen, nämlich Clemenceau, Ribot und Briand, werden den Vertrag noch einer gründlichen Kritik unterziehen. Einweilen hat die Senatskommission für auswärtige Angelegenheiten, die Léon Bourgeois zu ihrem Vorsitzenden wählen dürfte, Herrn Cailleur um Vorlegung aller diplomatischen Aktenstücke ersucht, und so wird man schließlich vor Mitte Januar an die öffentliche Beratung gehen.

Die sechstage Kammerdebatte, an deren Anfang das unglückliche Wiederholte des Herrn de Léves stand, hat sich, so wie die Redezeitung in Frage kommt, mit Ausnahme dieses zehnjährigen Malheur auf der im französischen Parlament geübten Methode gehalten, und sie erreichte am Montag, mit der Rede des Ministerpräsidenten Cailleur, naturgemäß ihren interesselosen Höhepunkt und geschäftsmäßigem Abschluß. Herr Cailleur hat mit einer ansehnlichen Mehrheit, und gegenwärtig ist die Regierung so stark, daß er hat sich nicht geniert, gerade heraus zu sagen, Frankreich habe Deutschlands Zustimmung zum Marokkoprotektorat zu verlangen, wie es 1904 England's Zustimmung begehrt. Den Einwand, daß man „vor Deutschland ein Marokko abgeben“, gehörte es etwa anderen Mächten mehr? und was die Zustimmung in Frankreich selbst, weiß, daß zu solcher Fragestellung ein gewisser Mut gehört. Immer wieder steht man mit einer leichten Regung von Leid, wie in Frankreich — genau wie in England — dem parlamentarischen Regime und damit einer fast unentwirrenen Verwirrung für die Politik, in jedem Jahre neue talentvolle Persönlichkeiten auf den Rednertribüne und am Steuer stehen, und wie dort unsere Männer etwas Unbekanntes ist. Wer sprach, außerhalb der engeren parlamentarischen Kreise, viel von Herrn Cailleur, den Wandel-Konferenz zuerst zum Minister gemacht und in dem man nur einen geschickten Finanzminister und den Vater eines Einkommensteuergesetzes sah? Jetzt kann Herr Cailleur — was ihm in einiger Zeit zu geschehen wird — von einer Vertretung zum Rücktritt genötigt werden, weil man für andere Maß schaffen will, aber er hat doch gezeigt, daß er kein Schicksal durch Schwierigkeiten und Gefahren hindurchzulernen weiß und daß man mit ihm zu rechnen hat.

Von den Weibern, die nach dem Ministerpräsidenten noch sprachen, ist nur Jaurès erwähnenswert, der, einzig von den Sozialisten unterstützt, die Kammer zum Verlassen, außer und, wie sehr häufig, in der aufstrebenden, alle Lebenskräfte aufweisenden Attitude eine unerkennbare Verdrückung fand. Die Kraftnatur dieses glänzenden, durch Temperament, Schwung

und Stimmengewalt an die großen Revolutionsredner gemahnen Volksführers bedarf von Zeit zu Zeit einer solchen Ermahnung, und er, der im Beginn der Dreißigerjahre ganz allein der lebendigen und direktionslosen Parlamentariermenge gegenüberstand, ist gegen Jaurès und Enttäuschung abgehärtet und gefestigt. Das Schauspiel eines solchen breitschultrigen Mannes ist immer schön, aber sehr erprießlich, weil die sühne Herausforderung alles chaotischen und „nationalen“ Empfindens gerade nicht, und Jaurès hat mit seinem Vorgehen auf dem Reichstag die Aufmerksamkeit und seine Kritik des französischen Reichstages der Sache, der er dienen möchte, mehr geschadet als genutzt. In einem Berliner nationalpolitischen Blatt wurde gestern aber berichtet, Jaurès' Auftreten wäre die Probe auf's Empfinden gewesen, und der Widerstand, den Jaurès gefunden, habe wie ein Scheinwerfer die antideutsche Stimmung der französischen Kammer gezeigt. Daß diese antideutsche Stimmung nicht gerade deutschfreundend ist, bedarf keiner Erwähnung, sondern ist, wie es ohne „Scheinwerfer“ klar. Aber was würde die deutsche „nationale“ Presse sagen, wenn ein Deutscher von dem eigenen Lande sprechen wollte, wie Jaurès von Frankreich sprach, und so würde sie genug Gründe für den „Verdrückten“, der jenes Loblied auf Frankreich singen würde, das Jaurès auf Deutschland sang?

Nein, der kann, den Jaurès erregt, beweist nicht viel, aber es genügt auch, die Neugierigen der anderen Welt zu lesen, um zu wissen, wie die Dinge für den Augenblick stehen. Hebräer wurde betont, daß die Freundschaft mit England für Frankreich das absolut Notwendige sei, und auch das war wirklich eine Hebräerfalsch, sondern nur eine Selbstverständlichkeit. Diese Freundschaft mit England wird gegenwärtig, durch die Probe gestellt, aber sie wird auch diese Probe überdauern, die zunächst die Erinnerung an „Agadir“ noch zu frisch und gleichfalls nicht übersehbarer Tatsache erheben, daß Frankreich die Abtretung des Kongoterritoriums nicht leicht vermisst, und dieser Verdrückte, der uns seines zweifelhaften, geliebten von Bernhard Dernburg mit so großer Klarheit und Autorität beleuchteten Resultats wegen unerbittlich läßt, widerstrebt zwar nicht dem französischen Verstande, wohl aber dem französischen Gefühl. Von den meisten Rednern wurde auch gesagt, daß das Abkommen über die Neuordnung der marokkanischen Verhältnisse entsetzlich unklarheiten und unangenehm Verhältnisse enthält, und neuen Zweifelheiten darstellt, auch nicht den Weg, und auch Herr Cailleur gab diese Mängel des Vertrages in seiner Rede zu. „Bleibend“, erklärte er, „wird diese verbale Klausel über die Zuständigkeit des Saager Schiedsgerichts nicht genügen, um jede Gefahr zu beseitigen, aber man muß es in Abzucht aufnehmen, ist die Art der Anwendung der Kompetenzen, ist wie die Intelligenz.“ Jetzt, wo an dem Vertrage, und an der ganzen üblen Vergangenheit nichts mehr zu ändern ist, hängt in der Tat von der Art der Anwendung alles weitere ab. Die „Lustigkeit“ und „Intelligenz“, die Herr Cailleur fordert, haben wir nicht immer und nicht überall gesehen. Aber hoffentlich haben alle Beteiligten durch die Erfahrung gelernt.

Die Gegner des Abkommens.

(Telegraphen unserer Korrespondenten.)

Va Paris, 21. Dezember.

Die große Zahl der gestrigen Stimmhaltungen und die kleine Zahl der „Nein“ Stimmen, wird hier lebhaft besprochen. Die oppositionellen Zeitungen sehen in diesen

Zahlenverhältnissen natürlich einen Tadel für das Ministerium und die gegenwärtige Politik. In der Liste der Stimmhaltungen befinden sich Quevedo, Laguerre, Pelletan, Lucien Hubert, Bourgeois, Lion, Maurice Barrès, de Mun. Heute wird der Vertrag von Gallong dem Bureau des Senats übergeben werden. Nach dem „Matin“ wird die Debatte im Senat, die sehr umfangreich werden soll, und in der Ebene eine große Rede halten will, am 15. Januar beginnen.

Über die Zusammenfassung der Gruppen bei der gestrigen Abstimmung wird uns weiter gemeldet: Gegen das Abkommen stimmten acht Mitglieder der Rechten, sechs „Libéraux“ (das heißt Konfessionelle), fünf Unabhängige, sieben „Progressifs“, zwei Mitglieder der demokratischen Linken, drei Sozialistisch-Radikale, ein republikanischer Sozialist und zwei Mitglieder der gemäßigten Sozialisten. Der Abstimmung enthielten sich elf Mitglieder der Rechten, achtzehn „Libéraux“, zehn Unabhängige, sechsundzwanzig „Progressifs“, ein Mitglied der republikanischen Linken, vier Sozialistisch-Radikale, zwei republikanische Sozialisten und vierundzwanzig Mitglieder der gemäßigten Sozialisten. Vierundzwanzig Deputierte waren abwesend.

Weiter wird berichtet: Als gestern in der Deputiertenkammer ein Abgeordneter im Namen der republikanischen Deputierten der Departements „Sables“, „Mortier“ und „Melle“ auf der Tribüne die schon erwähnte Erklärung abgab und darin die Meinungsverschiedenheit zwischen diesen Deputierten und dem Kolonialminister Lebroun, der ebenfalls in Mortier-Melle gewählt ist, betonte, machte das auf Lebroun solchen Eindruck, daß er sich im nächsten Morgen in die Kammern und in die Abgeordneten des Senats begab, um die Mitglieder des Kabinetts und Deputierten einzeln zu sprechen für die Art und Weise, in der er im Laufe der Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich die Interessen seines Vaterlandes wahrgenommen habe.

Der Einbruch in der französischen Presse.

Die heutigen Pariser Morgenblätter sind mit dem Abstimmungsresultat der gestrigen Tages in der großen Mehrzahl zufrieden. Der „Matin“ schreibt: „Im Augenblick, als die Abgeordneten über den Vertrag abzustimmen hatten, erinnerten sie sich daran, daß dies das erste Mal seit vierzig Jahren war, daß die französische Nation ein Lebensabkommen mit Deutschland schloß. Daß dieses Lebensabkommen dem französischen Volke günstig ist, daß es sich um einen wertvollen Kundendienst handelt, daß dieses Lebensabkommen als die Krönung der französischen Kolonial-Expansion erachtet, daß es das alte Recht festsetzt und vergrößert, sah man ohne Zweifel. Aber man bemerkte dabei auch, daß die Unterhändler Frankreichs und Deutschlands Seite an Seite unter dem Vertrag stehen, der zu einem Euvromenten führen soll. Mit Ausnahme von den Parlamentariern, die dem Lebensabkommen direkt feindlich waren, ist es, weil sie sich weigerten, in eine Abtretung eines Teiles des französischen Einkommens, sei es, weil sie glaubten, daß die französische Regierung in Marokko nicht genug erhalten habe, machten sich zwei Entwürfen geltend: „Es ist nicht notwendig.“ — sagten die einen — „Auch Deutschland hat sich einverstanden, von neuem eine Welt riskieren zu können, wie die von Agadir, es ist nicht notwendig, daß man auf unsere Nachgiebigkeit glaubt.“ Und die anderen sagten: „Es darf nicht geschehen, daß man Frankreich für eine Nation hält, die ihre geschichtliche Erinnerung verloren hat. Die Stimmhaltung ist der erste Protest an seine geschichtliche Größe

Ein angelegliches Gedicht von Heinrich v. Kleist.

von [Nachdruck verboten.]

Professor Dr. J. Minor (Wien).

Am Sommer dieses Jahres hat mit mein geheimer Kollege, Herr Professor von Arnim, Kunde davon gegeben, daß zwei Großgelehrte des Dichters Kleist in der Nähe von Wien lebten, in deren Werk sich eine Familienbibliothek befände, die nach der Tradition von dem Dichter stets benutzt wurde und auf ihren letzten Seiten ein bisher unbekanntes und ungedrucktes Gedicht von ihm enthalte. Dieses wertvolle Familienstück zu genauerer Prüfung aus der Hand zu geben, konnten sich die Herren, wie zu begreifen ist, nicht entschließen, und ich habe deshalb die Gelegenheit wahrzunehmen, sie bei der Wiener Kleistfeier zur öffentlichen Ausstellung der Bibel zu veranlassen, nur so der Frage auf den Grund zu kommen, die durch ein innerlich gewichtiges äußeres Zeugnis aufgeworfen war. Auch mir waren, als ich mich zu der Bestrebte anstrebte, nur die zwei ersten Strophen der geistlichen „Aria“ aus einer Abdruckt befand; die Bibel selber konnte ich erst eine Vierteljahr nach dem Vortragständig in Augenblick nehmen.

Es ergab sich dabei, daß nicht bloß ein Gedicht, sondern mehrere von derselben Band hinten eingetragene waren; und da die Familienbibliothek nur eben dieses eine Gedicht enthielt, so hätte der Schreiber auch fremde Gedichte in die Bibel eingetragene haben müssen. Das war für Heinrich v. Kleist von vornherein unwahrscheinlich; und auch die Handschrift weist im Vergleich mit den übrigen herbeigeholten Familienstücken einen lebhaften Einklang mit den übrigen verschiedenen Handschriften auf, daß man ohne genaue Untersuchung nicht ausgerechnet war, daß ein Kleistisches Gedicht auch von einer anderen Hand eingetragen worden wäre, habe ich die Herren meines Seminars aufgeboten, in den wichtigsten geistlichen Niederlassungen nach dem angeleglichen Kleistischen Gedicht zu halten. Während aber die Arbeit noch im Gange war, meldeten sich auf Grund der Berichte der Tagesblätter über die Wiener Kleistfeier von allen Seiten, zweimal auch aus Ungarn, Stimmen, denen das Gedicht aus katholischen Ge-

fangs- und Erbauungsbüchern bekannt war, wo es entweder selbständig oder in Verbindung mit anderen, unter verschiedenen Ueberschriften aufgenommen war. Daß man es nun nicht mehr mit einem Bild von Kleist, sondern mit dem weitverbreiteten geistlichen Lied eines anderen Verfassers zu tun habe, war damit festgestellt; wer aber war dieser Verfasser? In keinem dieser Werke war der Name genannt:

Da brachte mir endlich mein Zuhörer, Herr stud. phil. Membrer, die Sammlung geistlicher Lieder, die der Prebiger Seckhofer in Remmingen 1789 in zweiter Auflage erschienen bespricht. Hoff. Der mittlere Dichter ist also J. Christoph Hoff (1747-1765), der loie Verfasser der Schatzersagen, der wichtige Gegenstandes in dem „Vorwort“ und in der „Epistel des Lesers an den Leipziger Antiquar“, in dessen vermisste Schriften sich befindet auch ein Gedicht des jungen Goethe an den Ruchensbacher Gängel eingefügt hat, das so ziemlich in dem Ton von Hoff gehalten ist und in der Tat ist dieser nichts weniger als fremde Klang für vor seinem Tode am Kreuz gefahren, und in dieser Stimmung hat er zwei geistliche Lieder geschrieben, die noch bei seinen Lebzeiten (er hatte es schon recht eilig damit) zuerst auf Quartzetteln gedruckt und einzeln erschienen sind; dann wurden sie von dem Bisthofsreiter Christoph Heinrich Schmid in seine „Biographie des Dichters“ (1770, 2. Aufl.) aufgenommen, wo sich denn auch gleich an erster Stelle das angelegliche Kleistische Gedicht findet:

„Gib, herr, mein Herz zu stützen,

Nach wie meine Seele troh.

Und in allen meinen Werken

Reich mich von der Kleinmut los . . .

„Ist damit die Sache auch für Kleist ein für allemal erledigt, so ist sie doch für die Geschichte des geistlichen Liedes von hohem Interesse. Denn wer würde geglaubt haben, daß ein religiöses Lied von diesem hohen Verstande, nach dem das von den anderen Konfessionen, zu zehnten Jahrbundert, und auf tief empfindende Gemütern aus, im neunzehnten Jahrhundert, noch dazu von der anderen Konfession, zu zehnten Jahrbundert, eine Wirkung nicht verfehlt hat! Ganz bescheid in dieser Hinsicht unter den vielen Zuschriften, die mir in dieser Angelegenheit zugekommen sind, ein Brief der Oberamtsgerichtsamtswitwe Ida Lauric in Wien, die mir das Gedicht nach einer eigenhändigen

Abdruck ihrer Mutter, der Gattin des überreichen Feldmarschallleutnants Stränker v. Hohenburg, aus dem Jahre 1858 mitgeteilt hat und es noch heute in ihrem Gebetbuch vermerkt. Sie schreibt mir: „Meine Mutter fand es in Budapest in einer Kirche, gedruckt, auf Kartonschalen aufgelegt, in den Kirchenbüchern aufgelegt. Da es ihr sehr auffiel, bat sie den Kirchendiener, ihr die Tafel zu leihen. Sie schrieb dann das Gebet ab und sandte es mir, wie damals durch das Postwesen ihres Vaters in Schweren Nummer war, als Trostwort zu.“ Ginen so tiefen Eindruck vermodte das Gedicht des Kleist'schen Hof auf wahrhaft fromme Seelen noch nach hundert Jahren auszuüben!

Und das braucht uns gar nicht zu wundern. Schon der Musikhistoriker Spitta hat darauf hingewiesen, wie auch möglich begabten Dichtern des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts die fähig wachsen, wenn sie sich geistlichen Dingen zuwenden. Die geistliche Dichtung fand ihren Niedersatz an einer festen Tradition, die mit Luther beginnt, und an einer hochentwickelten und im Volk wurzelnden Konfession, auf deren altbekannt Melodien die besten geistlichen Lieder immer wieder gesetzt wurden; der weltlichen Dichtung fehlte beides. So konnte einem odon Dichter wie Keimack das herrliche Kirchenlied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ gelingen, das nächsten Formant mit Keimack'scher Dichtung, der besten evangelischen Lieder gebildet. Da, nach Kleist, einige der besten evangelischen Lieder, die sich in der weltlichen Dichtung auf den unansehnlichen Bahnen bewegen, haben geistliche Lieder voll wahrer Andacht und ergreifender Innigkeit gedichtet; unter ihrer verdorrten Pflanzzeit und unter der Vorliebe für das Schätzersage war doch auch bei ihnen immer noch eine frische evangelische Unterströmung mächtig, die erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erloschen ist, und die geistliche Wirkung des Pietismus erklärt. Von einem so liberalen Patron wie Herrick werden noch heute in den evangelischen kirchlichen Liedern gesungen, Grund hat in ihnen wüßtenst kirchliche Zagen ganz erst gemeinte Passagen gebildet. Die Dichter, die für Bach und für Händel die heute noch lebendigen Texte zu den Cantatas und Passionen geschrieben haben, waren genau so lockere Weltfänger wie unser Hoff, der nicht gehabt hätte, daß seine geistlichen Lieder heute ein so viel geliesenes Kirchenlied um ein Jahrhundert überleben würden.